

Insel Verlag

Leseprobe



Balzac, Honoré de
Die menschliche Komödie. Die großen Romane und Erzählungen

Gobseck. Das Haus zur »Ballspielenden Katze«
Aus dem Französischen von Johannes Schlaf

© Insel Verlag
insel taschenbuch 1913
978-3-458-33613-6

Zu den ersten Werken, die Honoré de Balzac für seine *Menschliche Komödie* schrieb, gehört die Erzählung vom dämonischen Wucherer Gobseck. Dieser alte gerissene Finanzhai, der sich seiner Geldmacht als der Allbeherrscherin seiner Zeit und Gesellschaft bewußt ist, kennt die Geldbeutel und damit die Lebens- und Herzensgeheimnisse besonders der mondänen Gesellschaft, jede verschuldete oder unverschuldete Not. Unzugänglich jeder Täuschung, hört er aus den verlogenen Geständnissen und ehrlichen Klagen seiner Klienten und Opfer stets die Wahrheit heraus und bereichert neben seinem Schatz an Geld seine den meisten Beichtvätern oder Polizisten überlegene Menschenkenntnis.

Ein ungewöhnliches Frauenschicksal schildert Balzac hingegen in der Geschichte vom *Haus zur ›Ballspielenden Katze‹*. Die blutjunge schwärmerische Augustine, jüngste Tochter des biedereren bürgerlichen Tuchhändlers Guillaume, verliebt sich in den eleganten reichen Maler Théodore de Sommervieux, heiratet damit über ihre Verhältnisse und merkt zu spät, daß es Mesalliancen des Geistes ebenso gibt wie solche der Sitten und des Ranges. Als die junge Frau vom Ehebruch ihres Mannes mit der viel älteren Duchesse de Carigliano erfährt, kommt es zur tödlichen Tragödie.

insel taschenbuch 1913

Honoré de Balzac

Gobseck



Honoré de Balzac

Die Menschliche Komödie

*Die großen Romane und Erzählungen
in zwanzig Bänden*

Band 13

Honoré de Balzac

Gobseck

*Das Haus zur
›Ballspielenden Katze‹*

Aus dem Französischen
von Johannes Schlaf

Insel Verlag

Neu durchgesehen von Eberhard Wesemann (Gobseck)
Christina Mansfeld (Das Haus zur ›Ballspielenden Katze‹)

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1996
insel taschenbuch 1913

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1996
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Printed in Germany
Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-458-33613-6

Inhalt

Gobseck

9

Das Haus zur ›Ballspielenden Katze‹

85

Anmerkungen

158

Gobseck

Monsieur le Baron Barchou de Penhoen gewidmet

Von allen Schülern des Collège de Vendôme sind wir beide die einzigen, glaube ich, die sich im Beruf der Literatur wiedergefunden haben, wir, die bereits die Philosophie in dem Alter pflegten, als wir erst ›De viris‹ lasen!

Hier das Werk, das ich verfaßte, als wir uns wiedergesehen haben und du an deinen Werken über die deutsche Philosophie gearbeitet hast. So haben wir, der eine wie der andere, unsere Berufung nicht verfehlt. Du wirst gewiß mit ebenso großer Freude deinen Namen hier stehen sehen wie dein alter Schulkamerad, der ihn eingetragen hat.

de Balzac. 1840.

Während des Winters von 1829 zu 1830 befanden sich um ein Uhr morgens im Salon der Vicomtesse* de Grandlieu noch zwei Personen, die nicht zur Familie gehörten. Ein gut aussehender junger Mann entfernte sich, als er die Uhr schlagen hörte. Als auf dem Hof das Geräusch der Kutsche laut wurde, trat die Vicomtesse, die nur noch ihren Bruder und einen Freund der Familie bei sich im Salon hatte, die beide ihre Partie Pikett zu Ende spielten, zu ihrer Tochter hin, die beim Kamin stand und einen Lichtschirm mit Porzellanbildern zu betrachten schien und dem Geräusch des Kabrioletts auf eine Weise lauschte, welche die Befürchtungen ihrer Mutter rechtfertigte.

»Camille, wenn Sie fortfahren, sich dem jungen Comte de Restaud gegenüber so zu benehmen, wie Sie es heute abend getan haben, so werden Sie mich zwingen, ihn nicht mehr zu empfangen. Hören Sie, mein Kind, wenn Sie Vertrauen zu meiner Liebe haben, so lassen Sie sich von mir ins Leben führen. Mit siebzehn Jahren weiß man weder die Zukunft noch die Vergangenheit, noch gewisse gesellschaftliche Rücksichten zu beurteilen. Ich mache Sie nur auf eines aufmerksam. Monsieur de Restaud hat eine Mutter, die Millionen durchbringen würde, eine Frau von niederer Herkunft, eine Demoiselle Goriot, die einmal früher viel von sich reden gemacht hat. Sie hat sich so schlecht ihrem Vater gegenüber benommen, daß sie es sicher nicht verdient, einen so guten

* Im vorliegenden Text wurden die französischen Anreden und Titel verwendet: Monsieur (Herr, mein Herr), Messieurs (meine Herren), Madame (Frau, meine Dame), Mademoiselle (Fräulein, mein Fräulein), Comte (Graf), Comtesse (Gräfin), Madame la Comtesse (Frau Gräfin), Duc (Herzog), Duchesse (Herzogin), Marquis (Markgraf), Monsieur le Marquis (Herr Markgraf), Marquise (Markgräfin).

Sohn zu haben. Der junge Comte de Restaud vergöttert sie und bringt ihr eine kindliche Teilnahme entgegen, die des größten Lobes würdig ist; auch seinem Bruder und seiner Schwester widmet er die zärtlichste Fürsorge. So bewunderungswürdig aber dieses Verhalten ist«, fügte die Vicomtesse mit vielsagender Miene hinzu, »solange seine Mutter lebt, wird jede Familie sich davor scheuen, diesem kleinen Restaud die Zukunft und das Vermögen einer jungen Tochter anzuvertrauen.«

»Ich hörte da Worte, die in mir den Wunsch erwecken, zwischen Ihnen und Mademoiselle de Grandlieu zu vermitteln«, rief der Freund der Familie. »Ich habe gewonnen, Monsieur le Comte«, wandte er sich seinem Spielgegner zu. »Ich verlasse Sie, um Ihrer Nichte zu Hilfe zu kommen.«

»Das nenne ich Advokatenohren«, rief die Vicomtesse. »Mein lieber Derville, wie haben Sie hören können, was ich doch so leise zu Camille gesagt habe?«

»Ich habe Ihre Blicke verstanden«, antwortete Derville, während er sich am Kamin auf einen Sessel niederließ.

Der Onkel setzte sich neben seine Nichte, und Madame de Grandlieu nahm zwischen ihrer Tochter und Derville in einem Lehnstuhl Platz.

»Es ist an der Zeit, Madame la Vicomtesse, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle, die Ihr Urteil über das Vermögen des Comte Ernest de Restaud ändern wird.«

»Eine Geschichte?« rief Camille. »Ach, erzählen Sie doch, schnell, Monsieur!«

Derville warf Madame de Grandlieu einen Blick zu, der ihr zu verstehen gab, diese Geschichte werde sie interessieren. Die Vicomtesse de Grandlieu war, durch ihr Vermögen wie durch das Alter ihres Namens, eine der bemerkenswertesten Frauen des Faubourg Saint-Germain; und wenn es ungewöhnlich erscheint, daß ein Pariser Advokat zu ihr in so vertraulicher Weise sprechen und ihr gegenüber ein so ungezwungenes Benehmen zeigen konnte, so ist dieser Umstand

trotzdem leicht zu erklären. Madame de Grandlieu war mit der königlichen Familie nach Frankreich zurückgekehrt und hatte in Paris Wohnung genommen, wo sie zunächst nur von der von Ludwig XVIII. auf Grund der Zivilliste gewährten Unterstützung gelebt hatte – eine unerträgliche Lage. Der Advokat hatte aber Gelegenheit gehabt, in dem von der Republik veranlaßten Verkauf des Palais Grandlieu einige Formfehler zu entdecken, und hatte darauf bestanden, daß es der Vicomtesse zurückerstattet werden müsse. Er hatte den Prozeß gegen ein Pauschalhonorar übernommen und ihn gewonnen. Von diesem Erfolg ermutigt, prozessierte er, ich weiß nicht gegen welches Klosterhospiz mit solchem Geschick, daß er von diesem die Rückgabe des Forstes von Liceney erlangte. Außerdem trieb er einige Aktien des Orléans-Kanals und gewisser nicht unbeträchtlicher Grundstücke ein, die der Kaiser öffentlichen Einrichtungen überwiesen hatte. So war durch die Geschicklichkeit des jungen Advokaten das Vermögen von Madame de Grandlieu wieder zusammengekommen und zu einem Einkommen von ungefähr sechzigtausend Francs angewachsen, abgesehen von dem bezüglich des Schadenersatzes erlassenen Gesetzes, das ihr gewaltige Summen eingebracht hatte. Als ein Mann von hoher Redlichkeit, klug, bescheiden, ein guter Gesellschafter, war dieser Advokat dann der Freund der Familie geworden. Obgleich sein Verhalten gegen Madame de Grandlieu die Hochschätzung und Kundschaft der besten Häuser des Faubourg Saint-Germain verdiente, zog er aus diesem günstigen Umstand keinen Vorteil, wie ihn ein ehrgeiziger Mensch wohl wahrgenommen hätte. Er widerstand den Anerbietungen der Vicomtesse, die wollte, daß er seinen Beruf aufgäbe und ihn mit einem obrigkeitlichen Amt vertauschte, einer Laufbahn, in der er vermöge seiner Verbindungen schnell vorangekommen wäre. Mit Ausnahme des Hauses Grandlieu, dessen Abendgesellschaften er ab und zu besuchte, verkehrte er in der großen Welt nur, um seine Beziehungen aufrechtzuerhalten. Er

schätzte sich sehr glücklich, daß seine Fähigkeiten durch seine Ergebenheit für Madame de Grandlieu ins rechte Licht gesetzt worden waren, denn er wäre Gefahr gelaufen, seiner Advokatur verlustig zu gehen. Derville war keine Advokatenseele. Seit der Comte Ernest de Restaud bei der Vicomtesse eingeführt war und Derville Camilles Neigung für den jungen Mann entdeckt hatte, war er bei Madame de Grandlieu ein ebenso ständiger Gast, wie es ein in den Kreisen des adligen Faubourg neu zugelassener Dandy der Chaussée-d'Antin gewesen sein würde. Einige Tage zuvor hatte er sich auf einem Ball in der Nähe Camilles befunden und, auf den jungen Grafen zeigend, zu ihr gesagt:

»Schade, daß dieser junge Mann da nicht zwei, drei Millionen hat, nicht wahr?«

»Ist das ein Unglück? Ich glaube nicht«, hatte sie geantwortet. »Monsieur de Restaud hat viel Talent, er ist gebildet und ist bei dem Minister, bei dem er angestellt ist, beliebt. Ich zweifle nicht, daß er ein sehr hervorragender Mann werden wird. Dieser ›junge Mann da‹ wird zu einem so großen Vermögen gelangen, als er nur will, an dem Tage, wo er zur Macht gelangt sein wird.«

»Gewiß! Aber wenn er schon reich wäre?«

»Wenn er reich wäre?« sagte Camille errötend. »Aber alle jungen Damen, die hier sind, würden sich um ihn reißen«, fügte sie hinzu, indem sie auf die Quadrille hindeutete.

»Und so«, hatte der Advokat geantwortet, »würde Mademoiselle de Grandlieu nicht mehr die einzige sein, auf die er ein Auge würfe. Wie Sie erröten! Sie haben etwas für ihn übrig, ist's nicht so? Nun, gestehen Sie es nur!«

Camille hatte sich jäh erhoben.

›Sie liebt ihn‹, hatte Derville gedacht.

Seit jenem Tage legte Camille für den Advokaten eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit an den Tag, da sie bemerkte, daß er ihre Neigung für den jungen Comte de Restaud billigte. Bis dahin hatte sie, obgleich mit allen Verpflichtungen ihrer Fa-

milie Derville gegenüber vertraut, für ihn mehr Achtung als wahre Freundschaft, mehr Höflichkeit als Gefühl gehabt; seine Manieren wie der Ton seiner Stimme hatten sie immer den Abstand empfinden lassen, den die Etikette zwischen ihnen erhob. Die Erkenntlichkeit ist eine Pflicht, die Kinder nicht immer aus dem Nachlaß der Eltern übernehmen.

»Diese Geschichte«, sagte Derville nach einer Pause, »erinnert mich an die einzigen romantischen Umstände meines Lebens. Sie lachen schon«, fuhr er fort, »wenn Sie einen Advokaten von einem Roman seines Lebens sprechen hören! Aber auch ich war einmal fünfundzwanzig Jahre alt so gut wie andere und hatte in diesem Alter bereits seltsame Dinge erfahren. Ich muß mit einer Persönlichkeit beginnen, die Ihnen nicht bekannt sein kann. Es handelt sich um einen Wucherer. Sehen Sie wohl dies fahle, bleifarbene Gesicht, von dem ich möchte, daß die Akademie mir gestattete, ihm die Bezeichnung ›Mondgesicht‹ zu geben? Es erinnert an vergoldetes Silber, dem man die Vergoldung heruntergekratzt hat. Die Haare meines Wucherers waren glatt, sorgfältig gekämmt und aschgrau. Die Züge seines Gesichtes, kalt wie die Talleyrands, schienen in Bronze gegossen zu sein. Gelb wie die eines Marders, hatten seine kleinen Augen fast keine Wimpern und scheuten das Licht; aber der Schirm einer alten Mütze schützte sie davor. Seine spitze Nase war so von den Blättern zerfurcht, daß Sie sie hätten mit einem Bohrer vergleichen können. Er hatte die schmalen Lippen eines Alchimisten und jener kleinen Greise, die Rembrandt und Metsu gemalt haben. Dieser Mensch sprach leise, in einem sanften Ton und geriet niemals in Aufregung. Sein Alter war ein Rätsel: man konnte nicht wissen, ob er vor der Zeit gealtert oder mit seiner Jugend haushälterisch umgegangen war, um sie für immer zu bewahren. Alles war in seinem Zimmer sauber und gescheuert, von dem grünen Tuch des Schreibtisches bis zur Decke überm Bett, dem frostigen Allerheiligsten jener alten Mädchen, die den Tag damit verbringen, ihre Möbel blank zu

putzen. Im Winter rauchte der Brand seines Kamines, der stets unter einer Aschendecke vergraben war, aber loderte nicht. Seine Beschäftigungen waren von der Stunde, zu welcher er sich erhob, bis zum abendlichen Hustenanfall der Regelmäßigkeit einer Uhr unterworfen. Er war gewissermaßen ein ›Automatenmensch‹, den der Schlaf wieder aufzog. Wenn Sie eine Assel, die über ein Papier läuft, berühren, so bleibt sie stehen und stellt sich tot: in gleicher Weise unterbrach sich dieser Mensch mitten in einem Gespräch und schwieg, wenn die Kutsche vorüberfuhr, um seine Stimme nicht anzustrengen. Wie Fontenelle ging er mit der Lebensregung sparsam um und konzentrierte alle menschlichen Empfindungen auf das Ich. Und so rann sein Leben hin, ohne mehr Geräusch zu machen als der Sand in einer Sanduhr. Zuweilen schrien seine Opfer, erregten sich; dann aber trat ein großes Schweigen ein, wie in einer Küche, wo man einer Ente die Kehle durchschneidet. Gegen Abend verwandelte sich der Wechsler in einen gewöhnlichen Menschen, sein Herz aus Eisen verwandelte sich in ein menschliches. War er mit seinem Tag zufrieden, rieb er die Hände und ließ durch sein faltenrisiges Gesicht einen Hauch von Heiterkeit gehen, denn es ist unmöglich, das stumme Spiel seiner Gesichtsmuskeln anders zu bezeichnen, in welchem sich etwas wahrnehmen ließ, was wie das lautlose Lachen ›Lederstrumpfs‹ war. Auch unter den größten Freudeanwandlungen blieb seine Rede einsilbig, war seine Haltung eine abweisende. So war der Nachbar, den der Zufall mir in dem Hause gegeben hatte, das ich in der Rue des Grès bewohnte, als ich nur erst zweiter Schreiber war und mein drittes Jahr im Jurastudium vollendete. Dies Haus, das keinen Hof hat, ist feucht und düster. Die Wohnhäuser erhielten ihr Licht nur von der Straße her. Die klösterliche Anlage, die das Gebäude in Zimmer von gleicher Größe einteilte und keinen anderen Ausgang freiließ als den in einen langen Korridor, der nur von vergitterten Seitenfenstern sein Licht erhielt, zeigte an, daß das Haus ehemals Teil eines Klosters

war. Vor diesem trübseligen Anblick erstarb die Unbekümmertheit eines jungen Mannes von Familie, der bei meinem Nachbarn eintrat: sein Haus und er glichen sich. Sie hätten von der Auster und ihrer Klippe sprechen können. Das einzige Wesen, mit dem er sozusagen gesellig verkehrte, war ich; er kam, um mich um Feuer zu bitten, lieh sich ein Buch aus, eine Zeitung, und gestattete mir abends in seine Zelle einzutreten, wo wir, wenn er bei guter Laune war, plauderten. Diese Zeichen von Vertrauen waren die Frucht einer vierjährigen Nachbarschaft und meiner vernünftigen Lebensführung, die, aus Mangel an Geld, sehr der seinen glich. Hatte er Verwandte, Freunde? War er reich oder arm? Niemand hätte diese Fragen beantworten können. Nie sah ich Geld bei ihm. Sein Vermögen befand sich ohne Zweifel in den Kellern der Bank von Frankreich. Er nahm das Geld für seine Wechsel selbst entgegen, indem er auf Beinen in Paris umherlief, die so dünn wie die des Hirsches waren. Übrigens war er ein Märtyrer seiner Vorsicht. Eines Tages trug er zufällig Gold bei sich; wer weiß auf welche Weise ein Doppelnapoleondor aus seinem Geldbeutel herausrutschte; ein Mieter, der ihm auf der Treppe folgte, hob das Goldstück auf und gab es ihm zurück.

›Das gehört mir nicht‹, antwortete er mit einer Gebärde der Überraschung. ›Ich und Gold! Würde ich leben, wie ich lebe, wenn ich reich wäre?‹

Morgens bereitete er sich in einer Wärmepfanne aus Blech, die stets in dem verschwärzten Winkel seines Kamins stand, seinen Kaffee selbst; ein Garkoch brachte ihm seine Mahlzeit. Zu einer bestimmten Stunde stieg unsere alte Portiersfrau zu ihm hinauf, um ihm das Zimmer in Ordnung zu bringen. Und schließlich hieß, eine Seltsamkeit, die Lawrence Sterne Vorbestimmung genannt haben würde, dieser Mensch Gobseck. Als ich später seine Prozesse führte, erfuhr ich, daß er zu der Zeit, wo wir uns kennenlernten, sechsundsiebzig Jahre alt war. Er war ungefähr 1740 in einer der Vorstädte von Ant-

werpen geboren als Sohn einer Jüdin und eines Holländers, und nannte sich Jean-Esther van Gobseck. Sie wissen vielleicht, wie Paris sich mit der Ermordung einer Frau beschäftigte, die ›die schöne Holländerin‹ genannt wurde. Als ich zufällig mit meinem damaligen Nachbarn darüber sprach, sagte er mir, ohne das mindeste Interesse oder die geringste Überraschung zu bekunden: ›Das ist meine Großnichte.‹

Dies Wort war alles, was ihm der Tod seiner alleinigen und einzigen Erbin, der Enkelin seiner Schwester, abverlangte. Aus den Gerichtsverhandlungen ersah ich, daß ›die schöne Holländerin‹ tatsächlich Sarah van Gobseck hieß. Als ich ihn fragte, infolge welcher Sonderbarkeit seine Großnichte seinen Namen trüge, antwortete er mir lächelnd: ›Die Frauen haben sich in unserer Familie niemals verheiratet.‹

Diesen sonderbaren Menschen hatte es nie verlangt, irgend jemand von den vier weiblichen Generationen seiner Verwandten zu sehen. Er verabscheute seine Erben und konnte sich nicht vorstellen, daß sein Vermögen jemals andere besitzen könnten als er, selbst nach seinem Tode. Seine Mutter hatte ihn im Alter von zehn Jahren als Schiffsjungen nach den holländischen Kolonien in Ostindien zu Schiff gegeben, wo er sich zwanzig Jahre lang hatte durchschlagen müssen. So mochten die Falten seiner gelben Stirn die Geheimnisse schrecklicher Ereignisse, jäher Todesängste, unverhoffter Glücksfälle, abenteuerlicher Wege, unendlicher Freuden bewahren: er hatte Hunger ertragen, die Liebe mit Füßen getreten, ein Vermögen aufs Spiel gesetzt, verloren und wieder gewonnen, das Leben der Gefahr ausgesetzt und gerettet durch jene Entschlossenheit in dringender Not, die die Grausamkeit entschuldigt. Er hatte den Admiral Simeuse gekannt, Monsieur de Lally, Monsieur de Kargarouet, Monsieur d'Estamp, den Komtur de Suffren, Monsieur de Portenduère, Lord Cornwallis, Lord Hastings, den Vater von Tippu-Sahib und Tippu-Sahib selbst. Jener Savoyarde, der Madhadji-Sindiah, dem König von Delhi, diente und soviel dazu bei-

trug, die Macht der Mahratten zu begründen, hatte mit ihm Geschäfte gemacht. Er hatte Beziehungen zu Viktor Hughes und mehreren berühmten Korsaren gehabt, denn er hatte sich lange in St. Thomas aufgehalten. Er hatte so beinah alles unternommen, sich ein Vermögen zu erwerben, sogar den Versuch, den Goldschatz jenes berühmten wilden Volksstammes in der Nähe von Buenos Aires zu entdecken. Schließlich war er nicht unbeteiligt an allen Ereignissen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Doch wenn er von Indien oder Amerika erzählte, was er niemand gegenüber tat und mir gegenüber nur selten, so schien das wie eine Unbedachtsamkeit, die er zu bereuen schien. Wenn die Menschlichkeit, wenn der Trieb zur Geselligkeit eine Religion ist, so konnte er für einen Atheisten angesehen werden. Obgleich ich mir vorgenommen hatte, ihn zu ergründen, muß ich zu meiner Schande gestehen, daß mir bis zum letzten Augenblicke sein Herz undurchdringlich blieb. Manchmal fragte ich mich, zu welchem Geschlecht er gehöre. Wenn alle Wucherer ihm gleichen, so sind sie, glaube ich, geschlechtlich neutral. War er der Religion seiner Mutter treu geblieben, und betrachtete er die Christen als seine Beute? War er katholisch, mohammedanisch, brahmanisch oder lutherisch geworden? Ich habe nie etwas von seinen religiösen Ansichten erfahren. Er schien mir mehr gleichgültig als ungläubig zu sein. Eines Abends trat ich bei diesem Manne ein, der das verkörperte Geld geworden war und den, aus Ironie oder Scherz, seine Opfer, die er seine Klienten nannte, Papa Gobseck anredeten. Ich fand ihn in seinem Lehnstuhl, unbeweglich wie eine Statue, die Augen auf den Kaminmantel gerichtet, als ob er dort seine Diskontregister überlesen könnte. Eine blakende Lampe mit ehemals grünem Fuß gab ein Licht, das, anstatt dies Gesicht zu beleben, dessen Fahlheit nur um so deutlicher hervortreten ließ.

Stumm sah er mich an und wies nach dem Stuhl hin, der auf mich wartete.

›Woran mag dies Wesen denken?‹ sagte ich mir. ›Weiß er, ob ein Gott existiert, ein Gefühl, Frauen, Glück?‹

Ich bedauerte ihn, wie man einen Kranken bedauert haben würde. Doch ich verstand zugleich, daß, wenn er Millionen auf der Bank hatte, er in seinen Gedanken die Erde besaß, die er durchschweift, durchwühlt, abgewogen, veranschlagt, ausgebeutet hatte.

›Guten Tag, Papa Gobseck‹, sagte ich zu ihm.

Er wandte den Kopf nach mir, und seine dichten, schwarzen Brauen zogen sich leicht zusammen; bei ihm kam diese charakteristische Bewegung dem heitersten Lächeln eines Südländers gleich.

›Sie sehen so finster aus wie am Tag, wo man kam und Ihnen den Bankrott dieses Buchhändlers mitteilte, dessen Geschicklichkeit Sie so bewundert haben, obgleich Sie deren Opfer geworden sind.‹

›Opfer?‹ sagte er mit erstaunter Miene.

›Hatte er, um seinen Vergleich zuwege zu bringen, Ihre Schuldforderung nicht in Wechseln beglichen, die seine Firma, obwohl zahlungsunfähig, gezeichnet hatte; und als er wieder auf den Beinen war, hat er nicht auf dem von dem Vergleich verlangten Abzug bestanden?‹

›Er war schlau‹, antwortete er, ›aber ich habe ihn wieder gezwackt.‹

›Sie haben also einige Wechsel zu protestieren? Heute ist der Dreißigste, glaube ich.‹

Ich sprach zum erstenmal von Geld zu ihm. Mit einer spöttischen Bewegung blickte er mich an; dann sagte er mit seiner sanften Stimme, deren Ton den Lauten glich, die ein Schüler, der keinen guten Ansatz hat, seiner Flöte entlockt:

›Ich träume vor mich hin.‹

›Sie träumen also manchmal?‹

›Glauben Sie, daß es nur die Dichter sind, die Verse machen?‹ fragte er, indem er die Achseln zuckte und mir einen mitleidigen Blick zuwarf.